
Neue Historische Literatur

Das Mittelalter von A bis Z

Motive, Ansprüche und Leistungen eines analogen Lexikons im digitalen Zeitalter

von Jörg Peltzer

The Oxford Dictionary of the Middle Ages. Ed. by *Robert E. Bjork*. 4 Vols.

Oxford/New York/Auckland, Oxford University Press 2010. LXXXIX, 1847 S., zahlr. Abb., \$ 625,-.

Ein vollgepacktes, gleichzeitig ordentlich gereihtes Bücherregal ist ein beliebtes Hintergrundmotiv für ein Fernsehinterview. Die Bücher, am besten Lexika, sollen dem Interviewten Kompetenz und Autorität verleihen – er weiß, wovon er spricht. Das Oxford Dictionary of the Middle Ages (ODMA) würde sich außerordentlich gut in einem solchen Bücherregal machen. Vier schwere, umfangreiche Bände, deren Buchrücken in klassischem Oxforder Dunkelblau mit goldfarbener Aufschrift gehalten sind, strahlen Seriosität und Gravitas aus. Auch im aufgeschlagenen Zustand machen die Bände einen sehr guten Eindruck. Der Satz – für ein Lexikon keineswegs selbstverständlich – ist sehr leserfreundlich gestaltet, und zahlreiche in schwarzweiß gehaltene Abbildungen hauchen den Texten ein wenig Leben ein. Von ihrer Aufmachung her gibt es also allen Grund, die Bände nicht nur im Regal stehen zu lassen, sondern sie auch zu nutzen. Entspricht der Inhalt aber der Qualität der Verpackung? Erreichen die Artikel das hochgesteckte Ziel des Lexikons „to be a resource of first resort for specialists and non-specialists alike for all key aspects of European history, society, religion, and culture, c. 500 to c. 1500“ (Vol. 1, S.9)?

Der Versuch, Wissensbereiche enzyklopädisch zu erschließen, ist eng mit der Entwicklung der Wissenschaften in der westlichen Welt verknüpft. Enzyklopädien sind zwar keinesfalls ein exklusives Proprium westlicher Gelehrsamkeit – man denke hier nur an die arabisch-islamischen Lexika¹ –, sie begleiten aber die Entwicklung wissenschaftlichen Arbeitens vom Mittelalter bis in die Gegenwart in prominenter Weise: Wissen kann geschaffen, gesammelt, geordnet und über die Buchform nutzbringend vermittelt werden – so lautet(e) ein Credo westlicher Wissenschaft. Freilich haben sich die Ansprüche an Lexika im Laufe der Zeit verändert. Wollte die große mittelalterliche Enzyklopädie des Vinzenz von Beauvais auch dazu beitragen, die Welt, Gottes Schöpfung, zu erklären und ihren Sinn zu entschlüsseln², verfolgen moderne Lexika profanere Ziele. Sie wollen Sachverhalte rasch und eingängig vermitteln. Der getetzte Nutzer soll schnell und kompetent seinen Wissensdurst stillen können. Dabei wächst das Bewusstsein für die Vergänglichkeit, für die, wie es die Herausgeber des *Dictionnaire du Moyen Âge* formulierten, „fragilité“ dieses Wissens – ein Lexikon ist immer nur Zeitaufnahme, nichts für die Ewigkeit.³ Vor diesem Hintergrund sind Lexika in den letzten Jahrzehnten selbst verstärkt Gegenstand der Forschung geworden. Dabei wurden nicht nur die jeweiligen von den Lexika entworfenen Gesellschaftsbilder untersucht, sondern auch auf ihre zum Teil gezielte politische Instrumentalisierung hingewiesen.⁴ Lexika entstehen nicht notwendigerweise nur um des Wissens willen.

Das Mittelalter selbst ist seit den späten 1960er und 1970er Jahren expliziter Gegenstand von Enzyklopädien. Die Initiative ging dabei zunächst von Wissenschaftlern aus. Vor dem Hintergrund einer stark expandierenden Mediävistik, deren reichhaltige Forschungsergebnisse von dem Einzelnen genauso wenig überblickt werden

1 Hans Hinrich Biesterfeldt, Arabisch-islamische Enzyklopädien. Formen und Funktionen, in: Christel Meier (Hrsg.), *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit*. (Münstersche Mittelalter-Schriften, 78). München 2002, 43–83.

2 Zu mittelalterlichen Enzyklopädien Meier (Hrsg.), *Enzyklopädie* (wie Anm. 1); Michelangelo Picone (Ed.), *L'enciclopedia medievale*. Ravenna 1994; zu Vinzenz von Beauvais vgl. Christel Meier, *Vom Homo Coelestis zum Homo Faber. Die Reorganisation der mittelalterlichen Enzyklopädie für neue Gebrauchsfunktionen bei Vinzenz von Beauvais und Brunetto Latini*, in: Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach (Hrsg.), *Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen*. (Münstersche Mittelalter-Schriften, 65). München 1992, 157–175.

3 Claude Gauvard/Alain de Libera/Michel Zink (Eds.), *Dictionnaire du Moyen Âge*. Paris 2002, vii.

4 Ines Prodöhl, *Die Politik des Wissens. Allgemeine deutsche Enzyklopädien zwischen 1928 und 1956*. Berlin 2011.

konnten wie ihre vielfältige Verästelung in den einzelnen Fächern, wuchs das Bedürfnis, das Wissen über das Mittelalter zu bündeln und für jedermann zugänglich zu machen. So entstanden fast parallel zueinander im deutschsprachigen Raum das Lexikon des Mittelalters (LexMa) und in den USA das Dictionary of the Middle Ages (DMA), die beiden bis heute maßgeblichen alphabetisch organisierten großen Mittelalter-Lexika.⁵ Beide hatten im Hinblick auf ihre Leserschaft einen internationalen Anspruch, wobei für Joseph Strayer, den Herausgeber des DMA, die nordamerikanischen Studenten die primäre Zielgruppe darstellten.⁶ Damit erklärte er auch die hohe Beteiligung nordamerikanischer Wissenschaftler, die am ehesten wüssten, wo ihre Studenten abzuholen seien. Anders gelagert ist die Entstehungsgeschichte des ODMA. Hier ging die Initiative nicht von der Wissenschaft, sondern vom Verlag aus. Handbücher und Lexika bilden einen wichtigen Bestandteil des Programms der Oxford University Press. Offensichtlich erschien es Ende der 1990er Jahre opportun, die Marke Oxford auch im Segment der Mittelalter-Lexika zu platzieren und zu Geld zu machen. Eine Voraussetzung hierfür war, den Umfang des Werkes kalkulierbar zu halten. Mit den vorliegenden 1 300 000 Worten in vier Bänden ist das ODMA deutlich schmaler als das LexMa oder das DMA. Das leitende Motiv für die Erarbeitung des ODMA war also weniger, das Angebot bestehender Enzyklopädien durch eine neue lexikalische Konzeption zu ergänzen, so wie es zum Beispiel von Gert Melville und Martial Staub in ihrer thematisch angelegten Enzyklopädie des Mittelalters unternommen wurde⁷, sondern dezidiert in einem durch das LexMa und DMA bespielten Marktsegment eine neue Benchmark zu setzen. Mit der Umsetzung dieses ehrgeizigen Ziels wurde *Robert E. Bjork*, Foundation Professor of English an der Arizona State University und international ausgewiesener Fachmann des Altenglischen, beauftragt. Ihm gebührt allergrößter Respekt, diese letztlich kaum zu bewältigende Mammutaufgabe übernommen zu haben. Dem General Editor Bjork wurden fünf weitere Editors (drei Historiker, zwei Anglisten) als Mitglieder des Advisory Board zur Seite gestellt. Das Mittelalter wurde hier also gänzlich durch die Geschichte und die Sprachwissenschaft repräsentiert. Eine größere Fächervielfalt findet sich erst im 28 Personen starken Editorial Board. Alle 33 (*Rees Davies* agierte im Advisory Board und

5 Lexikon des Mittelalters. 10 Bde. München/Zürich 1980–1999; *Joseph Strayer* (Ed.), *Dictionary of the Middle Ages*. 13 Vols. New York 1982–1989.

6 Ebd. Vol. 1, x.

7 *Gert Melville/Martial Staub* (Hrsg.), *Enzyklopädie des Mittelalters*. 2 Bde. Darmstadt 2008.

im Editorial Board) Mediävisten arbeiten bzw. arbeiteten in Nordamerika oder Großbritannien, 32 davon an universitären Einrichtungen. Den einzelnen Mitgliedern des Editorial Board wurden Arbeitsbereiche zugewiesen, die geographisch (neun Bereiche) oder thematisch (siebzehn Bereiche) definiert wurden. Die Kennzeichnung der geographischen Einheiten erfolgte weder stringent nach mittelalterlichen noch nach zeitgenössischen Kriterien und offenbart eine bemerkenswerte nordamerikanisch-britische Wahrnehmung der europäischen Landkarte. Deutschland und Österreich bilden einen Bereich, die Schweiz erscheint überhaupt nicht; sie ist wohl Deutschland zugerechnet. Und während man sich die Mühe machte, Schottland, Irland und Wales als eine eigene geographische Einheit zu definieren, blieb für die Regionen östlich und südöstlich von „Deutschland und Österreich“ nur die diffuse Bezeichnung „Central and Eastern Europe“.

Sehr viel bewusster und umsichtiger ist man hingegen an die Erstellung der Schlagwortliste gegangen. Die zunächst von den Mitgliedern des Editorial Board auf der Grundlage bestehender Lexika und eigener Vorstellungen erstellte, etwa 9000 Worte umfassende Liste wurde auf ihre geographische und inhaltliche Ausgewogenheit hin geprüft. So konnte in der Tat eine Konzentration auf Frankreich, England, Italien und Deutschland/Österreich vermieden werden. Dennoch ist ein West-Ost-Gefälle bestehen geblieben. „Central and Eastern Europe“ bekam mit 100000 Worten genau das gleiche Kontingent zugewiesen wie die „Low Countries“ (Benelux). Dass Frankreich mit 200000 Worten das größte individuelle Kontingent erhielt, scheint bezeichnend für seine Wahrnehmung als die Region des Mittelalters schlechthin. Diese Strahlkraft des Hexagons in Nordamerika erklärt vielleicht auch, warum sich „Abbeville“ neben anderen kleineren französischen Orten einen Platz im Lexikon sicherte. Die jeweiligen Artikel selbst jedenfalls können die Aufnahme nicht schlüssig begründen. Grundsätzlich sind die Schlagworte zwar sinnvoll gewählt und angeordnet, doch zeigen Probebohrungen Schwächen der Koordination von Artikeln oder ihrer Einordnung. So gibt es einen Eintrag zu „Canossa“, dem der Artikel „Canossa, meeting of“ folgt. Hier hätte ein Eintrag genügt, zumal sich die von unterschiedlichen Autoren verfassten Beiträge inhaltlich stark überlappen. Das gleiche gilt für die aufeinanderfolgenden Einträge von „Cassel“ und „Cassel, battle of“ oder die nicht weiter miteinander verknüpften, aber fast inhaltsgleichen Artikel „Gelderland“ und „Guelders“. Den Eintrag zur Prager Universität findet nur, wer amerikanisch denkt und so die Universität nach ihrem heutigen Namensgeber sucht: Die Karls-Universität findet sich unter C wie „Charles University“. Damit hat

sie immerhin einen eigenen, fundierten Eintrag (*Ivan Hlaváček*), denn die Kölner Universität oder die Prager Konkurrenzgründungen Wien und Heidelberg finden sich, wenn überhaupt, nur en passant erwähnt. Dem entspricht, dass sich der Eintrag zu den Universitäten allgemein hauptsächlich auf die Zeit bis 1300 konzentriert und so die Vielfalt des europäischen Universitätswesens kaum zur Geltung kommt. Konfus sind die Einträge zu Kaiser Karl IV. Es macht keinen Sinn, die Autobiographie Kaiser Karls IV. in einem eigenen Beitrag zu würdigen, der unter dem Titel „Charles IV Autobiography“ von dem Eintrag Karls IV. („Charles IV“) noch durch den Artikel zum französischen König Karl IV. („Charles IV“) getrennt wird. Völlig verwirrend ist dann, wenn auf den Eintrag „Charles IV Autobiography“ das Schlagwort „Charles IV of Luxemburg“ folgt, bei dem wiederum der Querverweis auf den Artikel „Roman Empire [Hohenstaufen Dynasty]“ zu lesen ist. Hier war offensichtlich jemand am Werk, der nur über gemäßigte Fachkompetenz verfügte. Zumindest fragwürdig ist schließlich die Entscheidung, die Einträge „Germany“ und „Roman Empire“ zu trennen und dazu jeweils zwei umfangreiche Artikel zu publizieren. Diese Anordnung wäre dann zu rechtfertigen, wenn man klar zwischen der Ereignisgeschichte (Eintrag „Germany“) und der mittelalterlichen Idee des weströmischen Kaisertums (Eintrag „Roman Empire“) getrennt hätte. Dies ist aber nicht geschehen, und so hat man einmal im zweiten und einmal im vierten Band einen längeren Artikel zur Ereignisgeschichte des Heiligen Römischen Reichs im Mittelalter. Die Reichsidee wird hingegen lediglich ansatzweise in dem knappen Artikel „Holy Roman Empire“ behandelt. Hier hätte eine sorgfältigere Redaktion zu besseren Ergebnissen geführt, zumal die Bearbeitung des Artikels „Roman Empire“ keinem in dieser Materie ausgewiesenen Fachmann übertragen wurde – das Fehlen der Arbeiten von Peter Moraw und Ernst Schubert in der Bibliographie ist da nur konsequent.

Mit der Auswahl der Bearbeiter ist ein Kernproblem wissenschaftlicher Lexika angesprochen. Mit ihnen steht und fällt die Qualität des Werks. Sie sind nicht notwendigerweise leicht zu gewinnen. Dem Ruhm, den Standard für einige Studierendengenerationen setzen zu können, stehen ein hoher Arbeitsaufwand und in der Regel geringe materielle Entlohnung gegenüber. Im Fall des ODMA oblag es den Mitgliedern des Editorial Board, das Netz der Wissenschaftler zu spinnen und die Beiträger für die einzelnen Artikel anzuwerben. Ihr Blick ging dabei durchaus über den anglophonen Tellerrand hinaus, so sind unter den insgesamt 840 Beiträgern etwa 50 in den allermeisten Fällen renommierte Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, dennoch bleibt es bei einer Konzentration auf die nordamerikanisch-bri-

tische wissenschaftliche Gemeinde. Das hat zweifellos pragmatische Gründe. Die in dieser Welt beheimateten Wissenschaftler haben dort ihre stärkste persönliche Vernetzung und kennen sich mit den Fachgebieten der Kollegen am besten aus. Eine solche Auswahl bietet zumal Vorteile für die praktische Arbeit. Man umgeht das Sprachproblem, das für den Verlag letztlich ein Kostenproblem ist, und vermeidet mögliche Verständigungsschwierigkeiten zwischen unterschiedlichen wissenschaftlichen Kulturen. Im Idealfall ist der Bearbeiter in beiden Welten zu Hause: in der nordamerikanisch-britischen und in der des zu bearbeitenden Raums. Insofern war *Timothy Reuter* für die Region Deutschland/Österreich (gemeinsam mit *Felice Lifshitz*) die bestmögliche Lösung. Sein Tod im Jahr 2002 hat allerdings auch für das ODMA eine nicht zu schließende Lücke hinterlassen. Dies führt zur Frage, warum man die Rekrutierung von Fachleuten für ein solch ambitioniertes Projekt wie das ODMA nicht strukturierter organisiert hat. Wäre es nicht sinnvoll gewesen, die jeweiligen nationalen Schlüsselstellen in die Suche nach geeigneten Beiträgern einzubinden? Natürlich kann das nicht heißen, dass Beiträge zur Geschichte Spaniens nur von Spaniern geschrieben werden können. Das hieße letztlich die simple Ersetzung der nordamerikanisch-britischen durch die spanische Perspektive, aber man hätte so den Pool der möglichen Beiträger enorm erweitern können. Die Herausgeber hätten die Qual der Wahl gehabt und Absagen wären leichter zu verkraften gewesen. Es ist schon überraschend, dass auch für den englischen Raum nicht immer die nächstliegenden Fachleute die jeweiligen Themen bearbeiteten. Die englischen Könige zwischen Wilhelm I. und Richard III. wurden allesamt von Anglisten und nicht von Historikern verfasst. Mit der Ausnahme von Wilhelm I., Eduard I. und Eduard II. zeichnet *Richard E. Morton*, emeritierter Anglist an der McMaster Universität, für sämtliche Könige neben weiteren englischen Hochadligen wie John of Gaunt verantwortlich. Diese Vergabep Praxis wäre nachvollziehbar, wenn nicht die historische Person, sondern ihre literarische Verarbeitung expliziter Gegenstand der Artikel gewesen wäre. Und obgleich sich Morton zweifelsohne wacker schlägt, vermisst man doch die Bates, Carpenters, Crouchs, Greens, Maddicotts, Prestwicks, Ormrods, Vincents, Waughs, um nur einige zu nennen. Selbst *John Gillingham*, eines der Mitglieder des Editorial Board, verfasste nicht den Artikel zu Richard Löwenherz, seinem Spezialgebiet. Welches Ziel damit verfolgt wurde, erschließt sich dem Nutzer nicht. Letztlich spricht die Vergabep Praxis insgesamt nicht für eine international gut vernetzte Mediävistik. Hier gibt es gegenwärtig und zukünftig noch einiges zu tun.

Angesichts der zur Verfügung stehenden Anzahl der Bände war es von vornher-

ein klar, dass weder das LexMA noch das DMA über den Umfang würden ausgestochen werden können. Dies war nur über die Qualität und Innovativität der Artikel möglich. 2001 kam dann mit Wikipedia noch ein Konkurrent mit ins Spiel, dem schon 2005 von „Nature“ attestiert wurde, qualitativ nur wenig hinter der Encyclopaedia Britannica zurückzustehen.⁸ Will man als analoges Lexikon gegen die digitale, sich ständig verbessernde Konkurrenz eine Chance haben, muss man von A bis Z höchstes Niveau aufweisen. In der Tat gelingt es dem ODMA an einigen Stellen zu punkten und die Mitbewerber zu distanzieren. Ein Beispiel ist die vergleichsweise starke Verwendung von Bildmaterial. Natürlich ist auch hier manches Bild nur um des Bildes willen aufgenommen (die Pyramiden und die Sphinx zum Beispiel), natürlich hätte man sich umfangreichere Beschreibungen gewünscht (wenigstens den genauen Herkunftsort), und selbstverständlich stören recht willkürliche Zuordnungen (Dürers Portrait Maximilians I. findet sich im Artikel „Germany“ ohne ersichtlichen Grund bei den Ottonen auf S. 706 und nicht bei den erst einige Seiten später behandelten Habsburgern), grundsätzlich aber geht das ODMA hier den richtigen Weg, die Bleiwüsten bisheriger Lexika angenehmer und vor allem informativer zu gestalten. Dies gilt auch für die die starke Gewichtung thematischer Einträge. Beeindruckend ist der Eintrag „Archaeology“, der auf insgesamt knapp 37 Seiten nicht nur in das Fach der Mittelalter-Archäologie einführt, sondern auch vergleichsweise detaillierte Angaben zum Stand des Fachs in den einzelnen europäischen Regionen gibt. Ähnliches gilt für die Beiträge zu Kindern („Children“), deren Situation jeweils eingehend für Osteuropa, England, Frankreich, Deutschland/Österreich, Benelux, Skandinavien, Schottland/Irland/Wales, Spanien/Portugal, den Islam und das Judentum bearbeitet wurde. Natürlich kommt es hier zu Doppelungen, aber letztlich erweist sich der den Autoren von den Herausgebern offensichtlich zugestandene Freiraum als gewinnbringend: Es entsteht ein facettenreiches Bild vom Kindsein im mittelalterlichen Europa. Das hohe, neue Forschungsschwerpunkte anzeigende Niveau kann aber nicht durchgehend gehalten werden. Der Artikel zur Freundschaft („Friendship“) unterschlägt ihre politische Dimension völlig, während sich der Eintrag „Honor“ gänzlich auf die gleichnamige ungarische Verwaltungseinheit des 14. und 15. Jahrhunderts beschränkt. Anders als noch in den äl-

8 Jim Giles, Internet Encyclopaedias Go Head to Head, in: Nature 438, Dez. 2005, 900f.; vgl. die daraus folgende Kontroverse zwischen Nature und den Herausgebern der Encyclopaedia Britannica, in: ebd. 440, März 2006, 582.

teren Lexika wird der Begriff Feudalismus („Feudalismus“) erwartungsgemäß dekonstruiert, doch lässt *Elizabeth A. R. Brown* die Chance verstreichen, die von ihr ange deuteten regionalen Variationen der mittels eines *feudum* gestifteten konkreten Formen personaler Bindung näher zu erläutern. Unverständlich ist in diesem Zusammenhang die Nichterwähnung der in den 1990er Jahren geführten Feudalismus-Debatte von *Thomas N. Bisson*, *Dominique Barthélémy*, *Stephen White*, *Chris Wickham* und *Timothy Reuter*. Zumindest in der Bibliographie hätte sie Berücksichtigung finden müssen, zumal die Debatte mit Westeuropa den regionalen Schwerpunkt des Lexikons behandelt.⁹ Aber auch klassische Lexikoneinträge erreichen nicht immer den versprochenen Standard. Der Eintrag „Archbishop“ verweist auf den Eintrag „Clergy“, wo man dann vergeblich etwas zu dieser Institution sucht. Bemerkenswert ist schließlich die Wirkkraft des dynastischen Prinzips auf historisches Arbeiten. Während *Charles Bowlus* in seinem Artikel zu „Germany“ die spätmittelalterlichen Thronfolgen ganz richtig mit „elections und dynastic competition“ überschreibt, setzt *Albrecht Classen* in seinem Artikel zum „Roman Empire“ die dynastische Erbfolge als Leitmotiv fort. Dies führt dazu, dass unter der Überschrift „Hohenstaufen dynasty“ auch die Habsburger Rudolf und Albrecht, der Nassauer Adolf sowie die Luxemburger Heinrich und Karl subsumiert werden, ehe dann unter der Überschrift „Habsburg dynasty“ territoriale und kulturelle Aspekte des Reichs behandelt werden. Wenig erhellend ist ebenfalls die fünfte Teilüberschrift „Habsburg dynasty: Wittelsbach family“. Sie charakterisiert einen Abschnitt, der mit Wenzels Wahl einsetzt, knapp seine Absetzung durch die Kurfürsten und die Wahl Ruprechts beschreibt, dann länger auf Sigismunds Regierungszeit eingeht, bis er schließlich mit einem Absatz zu Albrecht II. und Friedrich III. endet.

Der gemischte Eindruck, den die Qualität der Artikel hinterlässt, bestätigt sich leider beim Blick auf die jedem Beitrag beigegebenen knappen Literaturhinweise. Sie können keineswegs durchgängig den vom Verlag gestellten Anspruch von „up-to-date“-Bibliographien erfüllen. Wenn als einzige bibliographische Angabe zum

9 *Thomas N. Bisson*, 'The 'Feudal Revolution'', in: P & P, 142, 1994, 6–42; *Dominique Barthélémy*, 'Debate: the 'Feudal Revolution' I', in: ebd. 152, 1996, 196–205; *Stephen D. White*, 'Debate: the 'Feudal Revolution' II', in: ebd. 205–223; *Timothy Reuter*, 'Debate: the 'Feudal Revolution' III', in: ebd. 155, 1997, 177–195; *Chris Wickham*, 'Debate: the 'Feudal Revolution' IV', in: ebd. 196–208; *Thomas N. Bisson*, 'Debate: the 'Feudal Revolution'. Reply', in: ebd. 208–234. Vgl. zum Lehnswesen aktuell aus deutscher Perspektive *Jürgen Dendorfer/Roman Deutinger* (Hrsg.), *Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungskonstrukte – Quellenbefunde – Deutungsrelevanz.* (Mittelalter-Forschungen, 34.) Ostfildern 2010.

Beitrag „Chapel“ auf Du Cange verwiesen wird, fühlt man sich gar etwas auf den Arm genommen.

In der Bilanz verfehlt das ODMA die hochgesteckten Ziele. Dabei scheitert es nicht so sehr an seinen Herausgebern oder Bearbeitern. Sicher wäre hier an manchen Stellen mehr Aufwand, Sorgfalt und Kompetenz geboten gewesen, aber vielleicht ist ein solches Unterfangen einfach zu groß, um es neben der tagtäglichen Arbeit an der Universität erfolgreich gestalten zu können. Das ODMA scheitert letztlich an den von der Oxford University Press gestellten Ansprüchen, die Nummer eins unter den Mittelalter-Lexika zu werden. Trotz seiner zweifellos vorhandenen Vorzüge kann es weder die alten Platzhirsche der analogen, alphabetisch geordneten Lexika verdrängen, noch bietet es genug, um den neuen digitalen Konkurrenten Wikipedia in Schach zu halten. Mit anderen Worten: Wer mit den Großen spielen will, muss selbst groß spielen. Hier hat OUP nicht genug investiert, hat nicht gewagt, konzeptionell neue Wege zu gehen, und hat versäumt, die Rahmenbedingungen zu schaffen, um die weltweit besten Experten zu versammeln und dabei selbst zur Internationalisierung der Mediävistik beizutragen. Letztlich hat der Verlag nur versucht, günstig ein Geschäft zu machen. 1998 mag diese Strategie dank der Markenkraft Oxford vielversprechend gewesen sein, inzwischen aber lässt die digitale Konkurrenz jeden nachlässig gearbeiteten Lexikonartikel alt aussehen. Zu umfangreich für ein Handlexikon, zu dünn, um den Klassikern das Wasser zu reichen, und letztlich nicht gut genug, um Wikipedia überflüssig zu machen, ist das ODMA am Markt vorbei produziert. Es wirkt ein wenig wie ein Relikt aus längst vergangenen Zeiten. Vor diesem Hintergrund wäre von Seiten des Verlags in der Beschreibung der Leistungen des Lexikons ein wenig mehr sprichwörtliches, alte Oxforder Gelehrsamkeit repräsentierendes Understatement angebracht gewesen und weniger zeitgenössisches hohles Marketing-Geklapper der City. Dass es nämlich auch heute möglich ist, ein inhaltlich hochwertiges Lexikon zu produzieren, zeigt Oxford University Press mit seinem New Oxford Dictionary of National Biography selbst. Im Fall des ODMA jedoch sollten sich Institutionen die Anschaffung reiflich überlegen. Für den Privatmann ist es mit einem Preis jenseits der 500 Euro sowieso nicht weiter bedenkenswert, es sei denn er läuft Gefahr, vor laufender Kamera Fragen zur Weltpolitik erläutern zu müssen.

Dr. Jörg Peltzer, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Institut für fränkisch-pfälzische Geschichte und Landeskunde, Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg